

## Mittelbau-Dora. Die Erinnerung an das Konzentrationslager im deutsch-deutschen Grenzbereich nach 1945.

Von Jens-Christian Wagner

*„Wir haben nichts gewusst von alledem, was im Kohnstein und Lager Dora geschah!“ So sagen alle die, die man jetzt verantwortlich macht für die Folgen des Naziregimes. Wer aber so etwas sagt, der lügt!*

*Jeder hat doch jeden Morgen und jeden Abend den Gleichschritt der Zebrakolonnen durch die Stadt Nordhausen gehört. Da hat wohl jeder einmal nach ihnen geschaut und wird gesehen haben die dahinschleichenden Männer mit den blassen Gesichtern, die von schwer bewaffneter SS begleitet wurden. Wie oft ist da ein Auto durch die Unterstadt in Richtung Weimar gefahren, vollgepfropft mit Toten, die nach Buchenwald ins Krematorium kamen.*

*[...] Ich könnte noch mehrere solcher Beispiele anführen. Sie beweisen, dass wir vom Lager Dora und seinen Zwangsbewohnern etwas gewusst haben! Wir haben den Dingen dort ihren Lauf gelassen, haben nicht gewagt, dagegen zu locken. Wir sind verantwortlich für das, was dort geschehen ist.“<sup>4</sup>*

„Fakten nur mit Zustimmung d[es]. Gen[ossen]. Pelny verarbeiten“, steht handschriftlich auf dem Deckblatt dieses in der Dokumentationsstelle der KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora aufbewahrten Berichtes, den der Nordhäuser Lehrer Fritz Güntsche im Jahr 1951 verfasste. Kurt Pelny war bis 1989 Leiter der „Mahn- und Gedenkstätte Mittelbau-Dora“. Der im Auszug zitierte Text ist ein Einzelfall. Er offenbart jedoch zweierlei: Zum einen wird deutlich, welches detaillierte Sachkenntnis ein Zuschauer über das Lagersystem vor Ort hatte, selbst wenn er nicht persönlich mit Häftlingen zusammengearbeitet hat oder auf andere Weise direkt involviert war; und zum anderen zeigt sich, auf welche Abwehrhaltungen die genaue Lokalisierung und Benennung der Tat auch in der DDR stieß. Im Grunde, so scheint es, waren die erinnerungskulturellen Wahrnehmungsmuster der NS-Verbrechen in Ost und West gar nicht so unterschiedlich. Beide knüpften an Deutungsangebote an, die bereits von der NS-Propaganda präsentiert worden waren und die Verbrechen an abgelegene Orte delegierten und damit die ihre Wahrnehmung gleichsam exterritorialisierten. Die Tat war jedoch nahezu überall präsent gewesen, nicht

<sup>4</sup> Fritz Güntsche, Das Konzentrationslager Dora. Seine Entstehung und seine Geschichte skizzenhaft dargestellt, unveröffentl. Ms., Nordhausen, März 1951 (DMD, EB/A 87), S. 3 ff.

zuletzt als Folge des verzweigten Lagersystems, das in den letzten Kriegsjahren in die (Mit-)Tätergesellschaft hineindiffundierte: Den Südharz überzog gegen Kriegsende ein Netz von etwa 40 Lagern des KZ Mittelbau-Dora. Mit den Verbrechen waren auch die Täter allgegenwärtig, mehr noch: Sie waren eng eingebunden in das soziale Gefüge der Region.

Trotzdem, vielleicht aber auch gerade deswegen verschwanden die Lager und mit ihnen die Erinnerung an die NS-Verbrechen nach dem Krieg fast noch schneller, als sie 1944 eingerichtet worden waren. Der Nachkriegsdiskurs suggerierte mit seiner symbolhaften Deutung des Bildes von den vermeintlich abgeschlossenen, isolierten Lagern gleichsam eine Tat ohne Täter, zumindest ohne Zuschauer, und zwar in Ost und West. Die spezifischen Sinnzuschreibungen verstärkten diesen Effekt. Hier war es die „Todesfabrik“ Auschwitz, in der quasi automatisch gemordet wurde, da das KZ Buchenwald, an dessen Beispiel der staatstragende DDR-Mythos des antifaschistischen Widerstandskampfes symbolisiert wurde, und dort schließlich das KZ Mittelbau-Dora mit seiner geheimnisvollen „V-Waffen“-Produktion. Die mit solchen Deutungsmustern transportierte Mystifizierung trug mit zur Atmosphäre der räumlichen und gedanklichen Distanz bei, die das Geschehen an entfremdete Orte verbannte.

Wie an den konkreten Tatorten der Vergangenheit gedacht wurde, soll ein Blick auf die Lagerstandorte des KZ Mittelbau-Dora klären helfen. Diese Orte drängen eine vergleichende Analyse regionaler und lokaler Erinnerungsmuster in Ost und West geradezu auf, denn nach dem Krieg wurde die Lagerlandschaft dieses KZ-Komplexes durch die Demarkationslinie und spätere deutsch-deutsche Grenze durchschnitten.

### **1945: Zwangsbesichtigungen und Abriss der Lager**

Anfang April 1945 ließ die SS die Mittelbau-Lager angesichts der herannahenden Front räumen. Lediglich im Hauptlager Dora und in einem Außenlager in der Nordhäuser Boelcke-Kaserne blieben einige Hundert Kranke und Sterbende zurück, die am 11. April 1945 von den einrückenden Amerikanern befreit wurden.

Nachdem die Leichen aus den beiden Lagern am 16. April 1945 unter der erzwungenen Beteiligung der Bevölkerung auf einem Ehrenfriedhof am Rand des Stadtfriedhofes beerdigt worden waren, befahl der amerikanische Stadtkommandant Anfang Mai, jeder Nordhäuser solle den Ehrenfriedhof besuchen, damit er *„sich ganz der Reichweite dieser*

*Grausamkeiten bewusst wird, die von den Deutschen verübt wurden“.*<sup>2</sup> Zuvor waren bereits die Leichen in der Boelcke-Kaserne der deutschen Bevölkerung von den Amerikanern vorgeführt worden.

In der Bevölkerung stießen die Zwangsbesichtigungen der Lager und Friedhöfe ähnlich wie die präsentierten Fotos aus den Lagern jedoch im allgemeinen auf eine massive Abwehrhaltung.<sup>3</sup> Wahrscheinlich kam es der Realität sogar recht nahe, was der ehemalige NS-Bürgermeister Heinz Sting 1965 schrieb: *„Als besonders erniedrigende Schikane empfand es die Bürgerschaft, als sie eines Tages auf dem Neuen Friedhof mit Blumen für den neuangelegten Ehrenhain der KZ-Häftlinge antreten musste.“*<sup>4</sup>

Die Zwangsbesichtigungen der Lager verstärkten den Prozess der Umdeutung, der aus der Tätergesellschaft eine besiegte und von Strafangst und Schuldabwehr geprägte Gesellschaft mit ausgesprochenem Opferbewusstsein machte.<sup>5</sup> Schon während des Krieges hatte das Klischee des die „öffentliche Sicherheit“ bedrohenden KZ-Insassen die (Mit-)Täter in ihrem eigenen Bewusstsein zumindest zu potentiellen Opfern gemacht. Das Stereotyp des nach seiner Befreiung plündernden Häftlings schloss an dieses Wahrnehmungsmuster nahtlos an.

Parallel zur Umdeutung der Geschichte verschwanden nach und nach die „authentischen“ Orte. Als im Sommer 1947 in Dachau ein amerikanischer Militärprozess gegen ehemalige SS-Angehörige und Kapos aus dem KZ Mittelbau-Dora begann, war von manchen Mittelbau-Lagern schon fast nichts mehr zu sehen. Im Hauptlager Dora hatte die Nordhäuser Stadtverwaltung im Herbst 1946 sämtliche Baracken demontieren und als Notunterkünfte in der Stadt und im Landkreis wieder aufstellen lassen.<sup>6</sup>

Lediglich das Krematorium war auf Veranlassung der sowjetischen Besatzungsmacht stehen gelassen worden. An den anderen Standorten der Mittelbau-Lager sah es kaum anders als in „Dora“ aus. In den meisten Fällen waren auch hier die Baracken demontiert und als Bau- und Brennholz verwendet worden. Schon in den fünfziger Jahren zeugten

<sup>2</sup> Verordnung Stadtkommandant McElroy, 7.5.1945, StadtA Nordhausen, S 888, Bl. 2.

<sup>3</sup> Das gilt nicht nur für die Nordhäuser Bevölkerung. Zu Weimar vgl. etwa Jens Schley, Nachbar Buchenwald. Die Stadt Weimar und ihr Konzentrationslager 1937-1945, Köln/Weimar/Wien 1999, S. 3 ff. Zur Abwehrhaltung gegenüber den alliierten KZ-Fotografien vgl. Cornelia Brink, Ikonen der Vernichtung. Öffentlicher Gebrauch von Fotografien aus nationalsozialistischen Konzentrationslagern nach 1945, Berlin 1998 (Schriftenreihe des Fritz-Bauer-Instituts; 14), S. 82 ff.

<sup>4</sup> Heinz Sting (Hg.), Das 1000jährige Nordhausen und der schöne Südharz. Ein Volksbuch von Heimat und Zeitgeschichte, Hannover 1965, S. 263.

<sup>5</sup> Zur Schuldabwehr vgl. Alexander und Margarete Mitscherlich, Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens, München 1969, S. 35 ff.

<sup>6</sup> Vgl. StadtA Nordhausen, S 139 passim u. S 1182 passim.

allenfalls noch die Betonfundamente von der Vergangenheit dieser Orte. Andere Lager dienten als Unterkünfte für Vertriebene und Flüchtlinge.

### ***Gedenken war fremd***

Von deutscher Seite aus gab es lange Zeit keinerlei Ansätze, die Lagerstandorte als Erinnerungsorte zu erhalten. Das Gedenken wurde den „Fremden“ überlassen, also den Besatzungsmächten, von denen die Einrichtung der KZ-Friedhöfe ausging, und den Überlebenden, die auf den Friedhöfen, z.T. aber auch in den ehemaligen Lagern schon bald Mahnmale errichteten bzw. errichten ließen.

Auch die Einrichtung der KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora ging im wesentlichen von den Überlebenden aus. Zwar hatten die Sowjets mit der Erhaltung des Krematoriums bereits im Jahr 1946 gewissermaßen den Grundstein für die spätere KZ-Gedenkstätte gesetzt, tatsächlich blieb das Lagergelände aber bis in die frühen fünfziger Jahre hinein weitgehend verwaist. Gedenkveranstaltungen fanden nicht am eigentlichen Tatort, sondern in Nordhausen auf dem Bahnhofsvorplatz statt, wo Ende 1946 ein Gedenkstein für den in „Dora“ ermordeten KPD-Funktionär Albert Kuntz eingeweiht wurde.

1950 besuchten erstmals französische Überlebende die Überreste des Lagers Dora und forderten die Aufstellung eines Gedenksteines.<sup>7</sup> Zwar wurde vier Jahre später eine „Ehrenstätte“ vor dem ehemaligen Krematorium eingerichtet.

Die Beschwerden der französischen Überlebenden über die mangelhafte Ausgestaltung der Gedenkstätte ziehen sich jedoch bis in die siebziger Jahre hinein wie ein roter Faden durch die Korrespondenz der lokal Verantwortlichen mit den übergeordneten Behörden in Berlin.<sup>8</sup>

Auch das erste Mahnmal, das an das KZ Mittelbau-Dora erinnern sollte, wurde auf Initiative Überlebender errichtet. Es handelte sich um einen im September 1945 errichteten Gedenkstein für verstorbene Häftlinge eines Evakuierungstransportes aus dem KZ Mittelbau-Dora, deren Leichen von überlebenden Mithäftlingen auf dem Gemeindefriedhof in Münchehof, einem kleinen Dorf bei Seesen im Nordharz, bestattet wurden.

---

<sup>7</sup> Vgl. Schreiben VVN an Bürgermeister Himmler (Nordhausen), 23.8.1950, BwA, o. Sign.

<sup>8</sup> Seitens der Lagerarbeitsgemeinschaft und des zuständigen Ministeriums für Kultur in Berlin waren die Beschwerden der Franzosen ständiger Anlass für Streitereien mit den vor Ort verantwortlichen. 1972 hielt Walter Bartel, Vizepräsident der Lagerarbeitsgemeinschaft Buchenwald-Dora, in einer Aktennotiz fest: „Ich bin nicht bereit, die Dinge weiter so laufen zu lassen, und es ist unmöglich, dass irgendwelche untergeordneten Organe das Ansehen der DDR im westlichen Ausland auf diese Weise in Verruf bringen.“ BwA, o. Sign.

Als Material für den Grabstein diente den Überlebenden ein massiver Granit-Gedenkstein, der 1938 aus Anlass des „Anschlusses“ Österreichs auf dem Seesener Marktplatz aufgestellt worden war und neben der Inschrift „Großdeutschland“ eine entsprechende Landkarte zeigte. Dieser Gedenkstein wurde mit Unterstützung des Seesener SPD-Bürgermeisters durch einen ortsansässigen Steinmetz in der Mitte in zwei Teile getrennt. Eine der beiden Hälften wurde anschließend von Seesen nach Münchehof gebracht und so aufgestellt, so dass auf ihrer Rückseite ein Teil der Inschrift und der durchtrennten Landkarte aus dem Boden ragen. Auf der Vorderseite wurde in deutscher und englischer Sprache eine Inschrift zu Ehren der auf dem Friedhof bestatteten KZ-Häftlinge und die Bezeichnung der Stifter eingemeißelt: „Comitee der KZ-Kameraden“.<sup>9</sup> An der Einweihung des Gedenksteins am 16. September 1945 nahmen einige Hundert ehemalige KZ-Häftlinge und Holocaust-Überlebende sowie Abordnungen der alliierten Streitkräfte teil. Die einheimische Bevölkerung scheint der Gedenkveranstaltung dagegen überwiegend ferngeblieben zu sein, wie überhaupt der Gedenkstein auch später in der lokalen Erinnerungskultur nie eine Rolle gespielt hat.

### ***Opfermythos West: Die deutsche Teilung***

Von den überwiegend jüdischen Überlebenden wurde die Umwidmung des NS-Denkmals in Münchehof ganz bewusst als Symbol für die Niederlage des Nationalsozialismus vorgenommen. Seitens der deutschen Bevölkerung im Südharz erhielt das Symbol des geteilten Deutschlands jedoch bald eine ganz andere Bedeutung. Beispielhaft wird das an einem anderen Gedenkstein deutlich, der 10 Jahre nach Einweihung des Münchehofer KZ-Gedenksteines beim „Nordhäuser Heimattreffen“ in Bad Sachsa errichtet wurde, einer Kleinstadt, die bis 1945 zum Landkreis Nordhausen gehört hatte und durch einen Gebietsaustausch der britischen Besatzungszone zugeschlagen worden war. Vermutlich war den Mitgliedern des „Vereins der Nordhäuser Heimatfreunde“, die den Gedenkstein in Bad Sachsa stifteten, der „Großdeutschland“-Stein in Münchehof weder in seiner Gestaltung von 1938 noch in der von 1945 bekannt. Dennoch: Ein Vergleich der Steine von 1938 und 1955 lässt semantisch und ikonographisch gewisse Ähnlichkeiten erkennen

---

<sup>9</sup> Vgl. dazu Joseph Soski, *Memories of a vanished world*, unveröffentl. Ms., o.O. 1991 (US Holocaust Memorial Museum, RG 02.072\*01), S. 84. Soski war Sprecher des „Komitees der ehemaligen Häftlinge des KZ-Lagers Dora-Nordhausen“ in Seesen.

und zeigt den tiefen restaurativen Einschnitt, der in Westdeutschland zwischen den Jahren 1945 und 1955 lag.

„Das ganze Deutschland soll es sein“, stand auf der Vorderseite des Granitblocks, und auf der Rückseite war zu lesen: „Im Jahre 10 der deutschen Spaltung errichtet beim Nordhäuser Heimattreffen 4.9.1955 in Bad Sachsa“. Zur Einweihung des Steines sprach der bereits erwähnte Heinz Sting, Vorsitzender des Vereins und ehemaliger NSDAP-Bürgermeister von Nordhausen. Nächtliche „Treuefeuer über die Zonenschranke“ rundeten die Feier ab.

Sinnfälliger konnte kaum verdeutlicht werden, dass sich der Spaltungs-Diskurs längst als regionales Entlastungsnarrativ über die Erinnerung an die NS-Verbrechen gelegt hatte. Im näheren Umkreis des Bad Sachsaer Teilungs-Mahnmals lagen die Standorte mehrerer KZ-Außenlager. Dort erinnerte außer den überwucherten Betonfundamenten der abgerissenen Unterkunftsbaracken nichts mehr an die Vergangenheit dieser Orte. Wie sehr das Teilungsnarrativ die Erinnerung an die NS-Verbrechen überlagerte, wird vielleicht am folgenden Zitat deutlich. Es stammt vom Heimatforscher Manfred Bornemann, der 1967 in einem von keinem anderen als Heinz Sting herausgegebenen Nordhausen-Erinnerungsband über das Gedenken jenseits der Grenze schrieb:

*„Lassen wir uns nicht täuschen, wenn alljährlich zum ‚Tag der Befreiung‘, am 8. Mai, vor dem zu einer würdigen Gedenkstätte ausgestalteten Krematorium auf dem Gelände des ehem. Konzentrationslagers Dora machtvolle Kundgebungen abgehalten werden. Die gleichen Menschen, die dort und an anderen Stätten [...] von ‚faschistischer Barbarei‘, von Frieden und Freiheit reden, finden es ganz in Ordnung, wenn zur selben Zeit an der [...] Zonengrenze auf flüchtende Menschen geschossen wird. Das banale Votum ‚Auf der Flucht erschossen‘ der SS-Posten geht einem dabei nicht aus dem Sinn.“<sup>10</sup>*

In welchem Umfang die Klage über die deutsche Teilung im Westharz die Erinnerung an die Lager verdrängte, wird vielleicht an keinem anderen Ort deutlicher als in Ellrich-Juliusshütte. Dort, unmittelbar an die Bahnlinie Nordhausen-Herzberg angrenzend, hatte die SS zwischen Mai 1944 und April 1945 ein Außenlager des KZ Mittelbau betrieben, das mit durchschnittlich 8000 Insassen belegt gewesen und zum Todesort Tausender geworden war. Da das Lagergelände jeweils zur Hälfte auf preußischem und

---

<sup>10</sup> Manfred Bornemann: Ellrich – Mahnung und Verpflichtung, in: Historische Nachrichten von der ehemals kaiserlichen und des heiligen Römischen Reichs freien Stadt Nordhausen, hrsg. von Heinz Sting, Hannover 1967, S. 66-68.

braunschweigischem Gebiet lag, wurde es nach Kriegsende durch die Demarkationslinie und spätere deutsch-deutsche Grenze geteilt.

Auf DDR-Seite wurden die baulichen Überreste des Lagers zwischen 1952 und 1961 im Zuge der Grenzsicherung geplant und zum sogenannten Todesstreifen umgestaltet.

Möglicherweise wurden auch Teile des ehemaligen Lagerzaunes als Grenzzaun genutzt.

Auf westlicher Seite wurde der zum ehemaligen Lager gehörende Walkenrieder Ortsteil Julishütte zunächst unter anderem mit Beschäftigten eines angrenzenden Sägewerkes wiederbesiedelt.<sup>11</sup> Durch Abwanderung und einen Brand im Sägewerk verödete der Ort aber zusehends. Offenbar betrachtete man den unmittelbar vor dem Grenzzaun gelegenen verwahrlosten Ortsteil auch überregional als Ärgernis. 1963 besichtigte eine Delegation aus Bonn unter Leitung des Ministers für Gesamtdeutsche Fragen, Rainer Barzel, das Gelände. Dabei fiel aller Wahrscheinlichkeit nach der Entschluss zum Abriss des „*Schandflecks*“, wie eine Lokalzeitung den Ort bezeichnete, der „*den Betrachtern von jenseits der Zonengrenze nicht gerade eine Visitenkarte*“ biete.<sup>12</sup> Im Jahr darauf rückten Pioniereinheiten des Bundesgrenzschutzes an und sprengten die erhalten gebliebenen Gebäude, um „*nunmehr hier eine parkähnliche Landschaft zu schaffen*“, wie die Lokalpresse berichtete.<sup>13</sup> Dem Abriss fielen u.a. mehrere ehemalige Häftlingsunterkünfte und das 1963 noch weitgehend erhaltene Lagerkrematorium zum Opfer, dessen Überreste nach der Sprengung mit Planierdraht in einen Erdwall geschoben wurden (wo sie heute noch liegen).<sup>14</sup>

Später erklärte die Bezirksregierung Braunschweig das Gelände zum Naturschutzgebiet und erschwerte damit den Zugang zu den wenigen Relikten des Lagers.

Gleichwohl waren Teile des Geländes seit den sechziger Jahren stark frequentiert, und zwar durch einen vom BGS angelegten Grenzübersichtspunkt, der sich etwa 100 Meter oberhalb des ehemaligen Krematoriums auf einer Bergkuppe befand. Von diesem Aussichtspunkt aus bot sich ein guter Einblick in den Bahnhof der DDR-Grenzstadt Ellrich (und in das ehemalige Lagergelände), auf dem täglich zwei Güterzüge für den Warenverkehr nach Westdeutschland abgefertigt wurden. Das unmittelbar am ehemaligen KZ-Lagerzaun gelegene Grenztor am Ellricher Bahnhof war in den sechziger bis

<sup>11</sup> Vgl. auch im Folgenden Manfred Bornemann, Chronik des Lagers Ellrich 1944/45. Ein vergessenes Konzentrationslager wird neu entdeckt, Nordhausen 1992, S. 88 ff.

<sup>12</sup> Herzberger Zeitung, 27.5.1964 und 16.5.1964.

<sup>13</sup> Ebd.

<sup>14</sup> Vgl. ebd., S. 92, sowie Friedrich Reinboth/Walther Reinboth, Walkenrieder Zeittafel, Abriss der Orts- und Klostergeschichte, S. 61.

achtziger Jahren das regionale Kennzeichen für die deutsche Teilung, das in seinem Symbolgehalt vielleicht nur noch durch den nicht weit entfernten Brocken übertroffen wurde.

Die Erinnerung an das Konzentrationslager Ellrich-Juliushütte wurde durch den Entlastungsnarrativ der deutschen Teilung vor Ort bis Ende der achtziger Jahre vollkommen überdeckt. Der bereits erwähnte Heimatforscher Manfred Bornemann schrieb in seiner 1987 verfassten „Chronik des Lagers Ellrich“:

*„Es fällt schwer, angesichts der auf dem Lagergelände wiedererrichteten Stacheldrahtzäune und Wachtürme Gedenkfeiern abzuhalten. Auf östlicher Seite hat man schon seit 1952 auf Kundgebungen am Ort des Geschehens verzichtet. Bei einer solchen Entwicklung fühlte sich auch auf westlicher Seite niemand verpflichtet, sich mit der schrecklichen Vergangenheit auseinanderzusetzen. Die errichteten Grenzbefestigungen sprechen für sich. Sie erinnern daran, dass das Vermächtnis der Toten – von den Überlebenden immer wieder beschworen – nämlich den Hass, die Zwietracht und den Feindgedanken zu überwinden, an dieser Stelle missachtet wurde und noch immer missachtet wird. Drahtzäune, Sperranlagen, Wachtürme, bewaffnete Wächter und abgerichtete Hunde machen vielmehr deutlich, dass es in Ellrich-Juliushütte heute nicht mehr um Vergangenheitsbewältigung, sondern um Gegenwartsbewältigung geht.“<sup>15</sup>*

### **Opfermythos Ost: Der antifaschistische Widerstand**

Um Gegenwartsbewältigung ganz ähnlicher Art ging es den Verantwortlichen in Nordhausen, Weimar und Ost-Berlin, als sie in den sechziger Jahren die KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora einrichteten. Dass die Ausgestaltung der Gedenkstätte *„der Staatsdoktrin der DDR zu dienen“* habe, wie der Ost-Berliner Historiker Laurenz Demps Ende 1988 in einem Gutachten über eine geplante Ausstellung im Stollen schrieb<sup>16</sup>, war von Anfang an klar. Nicht umsonst erfolgte die Gründung der Gedenkstätte zum 15. Jahrestag der DDR und war seitens ihrer Initiatoren als *„machtvolle Demonstration gegen den wiedererstandenen Militarismus, Revanchismus und Faschismus“* in der Bundesrepublik gedacht.<sup>17</sup>

Östlich der deutsch-deutschen Grenze war es möglicherweise gerade der verordnete und ritualisierte Antifaschismus, der die Erinnerung an die Lager in Wortgebilde wie „Straße

<sup>15</sup> Bornemann, Chronik, S. 8.

<sup>16</sup> Laurenz Demps, Gutachten zum Stollenmuseum, 16.10.1988, DMD, Sammlung Kreisarchiv Nordhausen, unpag.

<sup>17</sup> Schreiben Stadtrat Dojë (Nordhausen) an Bezirksausschuss Erfurt der nationalen Front, 4.8.1964, DMD, o. Sign.

der OdF“ presste und die Mittäterschaft breiter Bevölkerungskreise hinter der Propaganda gegen die Bonner „Ultras“ verschwinden ließ.<sup>18</sup> Gerade in der Harzer Grenzregion wies die DDR-Führung der verordneten Gedenkarbeit eine systemerhaltende Funktion zu. Deutlich wird das in einem Schreiben des Buchenwald-Überlebenden und späteren Generals der Volkspolizei Herbert Weidlich an den Vorsitzenden der Lagerarbeitsgemeinschaft Buchenwald-Dora, Walter Bartel:

*„Den Plan von Kurt Pelny, Lehrerkurse ähnlich denen an der NMG Bu [Nationale Mahn- und Gedenkstätte Buchenwald] durchzuführen, habe ich immer begrüßt. Aus meiner früheren dienstlichen Tätigkeit weiß ich, dass Nordhausen ein schwieriger Grenzkreis war. Die Bürger dieses Kreises stehen besonders unter dem Einfluss der Massenmedien in Westdeutschland. Nachdem ein großer Teil der Bewohner eines kleinen Grenzdorfes abgehauen ist, mussten wir besondere Sicherungsmaßnahmen durchsetzen. Hat die Auseinandersetzung mit Faschismus und Neofaschismus eine generelle Bedeutung, so eine spezielle für diesen und andere Grenzkreise.“<sup>19</sup>*

Der ritualisierte Antifaschismus als legitimierender Bestandteil der DDR-Staatsräson zeigte jedoch in der lokalen Verortung ein strukturelles Dilemma eines Geschichtsbildes, das die deutsche Bevölkerung als Opfer der Diktatur eines Bündnisses von „Monopolherren“ und NSDAP darstellte. Beim genaueren Hinsehen kollidierte dieses Bild nämlich mit dem historischen Befund einer breiten Mittäterschaft der deutschen Bevölkerung an den NS-Verbrechen. Wollte man am offiziellen Geschichtsbild nicht rütteln, blieben alle Versuche, sich der Frage nach den Wechselwirkungen zwischen den Lagern und ihrem Umfeld zu nähern, zum Scheitern verurteilt. Das zeigte sich Mitte der sechziger Jahre, als die Ostberliner „Studentische Forschungsgruppe Dora“ ihr selbstgestecktes Ziel, „*Verhältnis und Verbindung der Zivilbevölkerung zum ehemaligen KZ Dora*“ zu erforschen, nicht erreichen konnte, und erneut einige Jahre später, als die Abteilung Historische Gedenkstätten im Ministerium für Kultur der DDR im Rahmen einer Neukonzipierung der Ausstellung in der KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora einen geplanten Ausstellungs-Abschnitt zum Thema „*Verbindung zur Zivilbevölkerung*“ kurzerhand

<sup>18</sup> Deutlich wird das etwa in einer von einer SED-Partei-Kommission 1955/56 vor dem Hintergrund des Kampfes gegen die Remilitarisierung in der Bundesrepublik in Auftrag gegebenen Zusammenstellung von Zeitzeugenbefragungen zur Geschichte der Mittelbau-Lager, in der fast jedes Befragungsprotokoll mit nahezu gleichlautenden Passagen über die „*Empörung gegen die Wiedereinsetzung von SS-Führern in die NATO-Armee*“ versehen ist (hier Befragung von Walter Kasch). Vgl. Bericht unbekannter Provenienz (SED), o.D. [1955/56], StadtA Nordhausen, A 1.1.4.4., unpag.

<sup>19</sup> Schreiben Herbert Weidlich an Walter Bartel, 20.8.1980, DMD, o. Sign.

mit der Begründung strich, es sei „*doch leider gerade so gewesen, dass die Zivilisten fast ausschließlich sich zu Handlangern der Nazis machen ließen*“.<sup>20</sup>

Zwar entstanden an fast allen auf DDR-Gebiet gelegenen Lagerstandorten des KZ Mittelbau spätestens Anfang der achtziger Jahre Gedenkeinrichtungen (und das unterschied diese Gedächtnisorte von denen im Westharz).

Sie blieben bedingt durch das offizielle Geschichtsbild der DDR jedoch letztlich ohne lokalen Bezug, denn schließlich, so suggerierte dieses Bild, waren es die nunmehr in Westdeutschland lebenden „Monopolherren“ und ihre Helfershelfer in der SS, die für die lokalen NS-Verbrechen verantwortlich waren.

Deutlich wird das in einem Artikel der *(Ost-)Berliner Zeitung*, die am 13. April 1970 unter der Überschrift „Mörder und Opfer nicht eine Nation“ über den „Essener Prozess“ gegen drei hochrangige SS- und Gestapoangehörige aus dem KZ Mittelbau-Dora berichtete und den von der DDR-Nebenklagevertretung als Gutachter vor Gericht geladenen Walter Bartel mit der Behauptung zitierte, „dass zwischen dem deutschen Volk und den Rüstungskonzernherren eine unüberwindbare Kluft besteht“.

Wer von der Einheit der deutschen Nation spreche, so Bartel, „der soll uns sagen, ob die Überlebenden der Konzentrationslager und die Totschläger ihrer Kameraden, die Befehlsgeber und die Exekutoren der Mordbefehle zur gleichen deutschen Nation gehörten“<sup>21</sup>.

### **Gedächtnisorte nach der deutsch-deutschen Vereinigung**

Angesichts der wechselseitigen Projektionen auf beiden Seiten der ehemaligen deutsch-deutschen Grenze stellt sich die Frage, wie nach der „Wende“ mit den lokalen Gedächtnisorten umgegangen wurde.

An dieser Stelle muss noch einmal der 1955 in Bad Sachsa aufgestellte „Deutschland“-Gedenkstein der Nordhäuser Heimatfreunde erwähnt werden. 1990 schenkte ihn die Stadt Bad Sachsa der Stadt Nordhausen, die ihn im Park des Meyenburg-Museums aufstellen ließ – wenige Schritte entfernt vom Gedenkstein für den im KZ Mittelbau-Dora ermordeten Kommunisten Albert Kuntz. Etwa zur gleichen Zeit ließ die gewendete Leitung der KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora im Krematorium neben einem

<sup>20</sup> Schreiben Dora Mieth (Abt. Hist. Gedenkstätten) an Komitee der Antifaschistischen Widerstandskämpfer in der DDR, 25.1.1973; DMD, o. Sign.

<sup>21</sup> Berliner Zeitung, 13.4.1970.

der beiden Verbrennungsöfen eine überdimensionale schwarz-rot-goldene Fahne aufhängen, vor welcher der Gedenkstätten-Besucher nach dem Rundgang durch das im Krematorium eingerichtete Museum die Möglichkeit hatte, sich in ein Besucherbuch einzutragen. Das aus der Asche der KZ-Opfer auferstandene vereinigte Deutschland als Ende der Geschichte – das war als Symbol eigentlich die logische Schlussfolgerung des älteren West-Diskurses, bei dem sich das antikommunistisch gefärbte Narrativ von der nationalen Einheit über die Erinnerung an die NS-Vergangenheit gelegt hatte.

Ganz so einfach machte man sich es dann aber doch nicht, und die Fahne verschwand nach wenigen Monaten wieder aus dem Krematorium, bald darauf im übrigen auch die alte DDR-Ausstellung. Dass die lokale Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit auf beiden Seiten der ehemaligen Grenze seitdem stark zugenommen hat, mag zum einen mit dem Wegfall der Grenze und damit auch der wechselseitigen Schuldprojektionen zusammenhängen. Außerdem ist die Verbindung zu den Lagerstandorten auf der jeweils anderen Seite der ehemaligen Grenze nicht mehr abgeschnitten. Ein ganz wesentlicher Faktor dürfte aber auch der Generationswechsel sein. Die Generation der Täter ist fast ausgestorben, und die gerade im dörflichen und kleinstädtischen Milieu verbreiteten persönlichen Loyalitäten zu den Tätern lassen immer mehr an Wirksamkeit nach. Damit geht auch ein Paradigmenwechsel in der lokalen Erinnerungskultur einher. Noch vor 20 Jahren war es nahezu undenkbar, dass Lokalpolitiker im Westharz sich der NS-Vergangenheit ihrer Region stellten. Noch 1989 lehnte es etwa der Stadtrat im westdeutschen Osterode ab, für die Opfer der beiden im Stadtgebiet gelegenen Außenlager des KZ Mittelbau einen Gedenkstein zu errichten. Seit einigen Jahren ist dagegen die Teilnahme auch westdeutscher lokaler Honoratioren an Gedenkveranstaltungen etwa zum 27. Januar oder zum Jahrestag der Räumung der Mittelbau-Lager am 11. April 1945 selbstverständlich.

Wenn am Volkstrauertag Kränze am lokalen Kriegerdenkmal abgelegt werden, dann werden in vielen Südharzer Ortschaften auch die Gedenktafeln für die vor Ort ermordeten NS-Opfer mit Kränzen bedacht. Und schließlich: Auch in die Bastion der eher konservativen Heimat- und Geschichtsvereine hat das früher einmal den „Nestbeschmutzern“ in den Geschichtswerkstätten vorbehalten Thema der lokalen NS-Vergangenheit längst Einzug gehalten.

Ist das die „Historisierung“ des NS, die manche gefürchtet, andere gefordert haben? Zunächst einmal fällt auf, dass in der regionalen Erinnerungskultur des Südharzes noch immer die ehemalige Grenze mitschwingt. Fast scheint es, als diene der Rekurs auf die gemeinsame NS-Vergangenheit der integrierenden Identitätssuche einer Region, die vierzig Jahre lang durch die Grenze getrennt wurde. Außerdem bietet der Verweis auf die lokalen NS-Verbrechen die Möglichkeit, die Bedeutung der eigenen Region gewissermaßen historisch aufzuwerten. Ende der sechziger Jahre schrieb Manfred Bornemann von der „Herrschaft der Mörder von Auschwitz in unserer Heimat“.<sup>22</sup> Was damals der Entlastung diene – als Täter sah man die Fremden –, dient heute möglicherweise auf ganz andere Weise der historischen Sinnstiftung in der Provinz: Seht her, so meint man zu hören, wir sind wer, denn wir haben auch unser Auschwitz gehabt!

---

<sup>22</sup> Manfred Bornemann, Ellrich – Mahnung und Verpflichtung, in: Historische Nachrichten von der ehemals Kaiserlichen und des heiligen Römischen Reichs Freien Stadt Nordhausen, Neue Folge 1967, hrsg. von Heinz Sting, Hannover 1967, S. 66-68, hier S. 67.